

# Die stille Welt

Nr. 40

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

## Onkel Franz.

Roman von J. Blücher-Clausen.

(Schluß.)

„Wo ist Vater?“ fragte Helle. Er hatte Kajas Hand mit seinen beiden fest umschlungen und auf dem ganzen Wege noch nichts gesagt; nun aber sah er ihr forschend ins Gesicht und fragte wieder: „Mutter, wo ist Vater?“

„Vater ist fortgereist,“ antwortete sie abgewandt. Sie wollte nicht, daß seine Kinderphantasie von dem, was mit dem Sarg zusammenhing, erschreckt werden sollte, darum hatte sie ihn weggeschickt, als der Sarg kam, und der Fischersfrau verboten, ihm etwas davon zu erzählen.

Aber Helle war eine treue, kleine Seele; immerfort hatte er im stillen gedacht, daß es unrecht sei, vom Vater wegzureisen, der nun allein draußen in der kleinen Fischerstube liege. Er konnte nicht verstehen, daß Mutter das tat, und selbst wenn Mutter es tat, er wollte es nicht tun, denn Vater hatte Helle auch nirgends allein zurückgelassen.

„Helle will nicht von Vater wegreisen,“ sagte er bestimmt.

„Das sollst Du auch nicht; Vater ist uns vorausgereist, das hast Du doch gehört.“

„Wohin?“

Schmerzbeiwegt schaute sie in das Kinder Gesicht. Ob es wohl nie aufhören würde, zu fragen? Aber die Augen waren so ernsthaft auf sie gerichtet, und mit einem so unabweisbaren Anspruch auf Antwort, daß sie die Ruhlosigkeit eines Ausweichens wohl einsah.

„Wohin,“ sagte sie langsam und wie widerwillig. „Ja, was weiß ich! Hoch hinauf nach der Sonne — und weit, weit über die Welt hin.“

„Weit — weit —“ wiederholte Helle. Dies klang so schön wie in einem der Märchen, die Vater erzählte, und so beruhigte er sich vorläufig mit dieser Erklärung. Aber nach einer kleinen Weile zerrte er sie an der Hand.

„So machte Vater, als wir mit der Eisenbahn fuhren,“ sagte Helle und atmete rasch und mühsam.

Kaja sah ihn an, ohne zu antworten. Konnte das Kind etwas beobachtet haben, das sie selbst nicht bemerkt hatte? War sie so tief in ihrer Hochzeitsfreude versunken und so überglücklich gewesen, daß sie nichts gesehen und bemerkt hatte? Sie,

die vor einem halben Jahre Nächte durchwacht hatte, aus Angst, er könne sterben!

Wie hatte sie in der letzten Zeit so unbeschreiblich sicher sein können?

Sie hatte auch nie im entferntesten daran gedacht, daß der Mensch vor Glück sterben könne. Vor Schmerz und Sehnsucht, das konnte sie ver-

Welchen Wert hatte nun noch das Leben für sie? Wäre es nicht viel besser, wenn sie dort mit ihm im Sarge läge zwischen den Frühlingsblumen, an die zu denken ihr so bittere Qual verursachte?

„Vater hat Helle lieb,“ sagte ein Stimmchen neben ihr, langsam und feierlich, und sie fuhr unwillkürlich zusammen, so merkwürdig gaben diese vier Worte Antwort auf ihre Gedanken.

Sie zog den Zungen an sich und küßte ihn heftig. „Ja, ja,“ flüsterte sie, „Vater hat Helle lieb, deshalb ruft er nicht; er weiß, daß es unrecht gegen Helle wäre, wenn er Mutter rief.“

Aber Helle sah sie verständnislos an; er war seinen eigenen kindlichen Gedanken gefolgt und dabei wieder darauf zurückgekommen, daß es unrecht sei, vom Vater wegzureisen.

Deshalb hatte er laut vor sich hingefagt: „Vater hat Helle lieb,“ und dadurch gleichzeitig die Treue seiner eigenen Gefühle kundgegeben. Die Worte waren eine Umschreibung seiner eigenen innigen Liebe geworden, und er begriff nicht, warum Mutter ihn so heftig küßte. Aber nun hielten sie am Bahnhof, und er sah lebhaft zu, wie der Sarg in den Eisenbahnwagen hineingetragen wurde. Und Mutter ging mit steifen, starren Augen hinterdrein.

Im Wagenabteil schlummerte er ein, und von all' seinen Gedanken ermüdet, schlief er, bis er in der Droschke saß und hinter dem Leichenwagen nach der Friedhofskapelle fuhr.

Als der Wagen hielt, wollte er aussteigen, aber Kaja sagte, er solle ganz still sitzen bleiben, bis sie zurückkomme, und sie sagte dies so bestimmt, daß er keine Einwendung zu machen wagte.

Das Warten wurde ihm sehr lang, obgleich es nur wenige Minuten währte, aber endlich kam sie doch. Der Kutscher

wandte den Kopf und fragte, wohin er fahren sollte.

„Ja wohin! durchfuhr es sie. Unwillkürlich schauderte sie bei dem Gedanken an die heftige Gemütsbewegung, die sie durchmachen mußte, wenn sie ohne ihn in das Hochzeitshaus zurückkehrte, aber in demselben Moment fühlte sie auch, daß dies die einzige Stätte war, wo sie von nun an sein konnte; ihr eigenes Haus konnte sie auflösen, aber das feintge — niemals. Da, wo er in all diesen



Altniederländisches Patrizierhaus in Celle.

stehen — aber vor Glück! vor Glück konnte man doch unmöglich sterben!

Sie dachte wieder daran, wie sie einst nach Erlebnissen gebürstet hatte — einerlei, ob sie düster oder hell seien! Und sie waren erfüllt worden! Sie sah sie alle vor sich, die, die hinter ihr lagen — voll Schmerz und Enttäuschung, Hoffnung und Erwartung und jauchzender Freude, und die, die vor ihr lagen, voll bitterer Tränen und namenlosem Leid.

Jahren gewohnt hatte, da wo selbst das Kleinste von seiner Hand geordnet worden war und nur auf sie wartete, da wo es ihr immer sein würde, als sei er gegenwärtig, da mußte auch sie sein. Schnell sagte sie daher: „Nach der Stubliengasse!“ und der Wagen rollte weiter.

„Gehen wir nicht heim?“ fragte Helle, als er durch Straßen fuhr, die er nicht kannte.

Sie nickte, gab aber keine Antwort; in Gedanken fuhr sie mit Onkel Franz nach dem Hochzeitshaus, und sie fühlte den ganzen schneidenden Schmerz, der eine arme Menschenbrust in einzelnen schrecklichen Stunden zerreißt.

Als sie vor der Tür hielten, sah sie, daß die Wohnung festlich erleuchtet war, und einen Augenblick glaubte sie, es sei alles ein böser Traum gewesen; dann aber fiel ihr ein, daß sie ja an diesem Abend hatten heimkehren wollen, und daß er natürlich der Hauswirtin Befehl gegeben hatte, die Lichter anzuzünden.

„Ach, wenn sie es doch nur vergessen hätte!“ dachte sie schmerzlich. „Wenn sie doch nur heruntergebrannt gewesen wären, ehe wir ankamen!“

Aber die Lichter strahlten aus den kleinen Scheiben mit unbarmherziger Klarheit.

Sie bezahlte den Kutscher und schleppte sich, Helle an der Hand, die Treppe hinauf.

„Ist Vater heimgekommen?“ jubelte Helle, als sie vor der bekannten Tür anhielten. Sie schüttelte den Kopf, konnte aber nicht antworten; es war, als blieben ihr die Worte im Halse stecken.

„Den Flurschlüssel,“ durchfuhr es sie, „habe ich ihn denn?“

Aber da wurde schon die Tür von innen geöffnet, und die alte Hausfrau, dieselbe, bei der Onkel Franz seit zwanzig Jahren gewohnt hatte, stand auf der Schwelle mit einem riesigen Rosenstrauch in der Hand.

„Willkommen!“ sagte sie und machte einen tiefen Knig; aber als sie den versteinerten Ausdruck in Rajas Gesicht sah, erschrak sie heftig und ließ die Blumen aus der Hand fallen.

„Lieber Gott, wo ist der Herr?“ fragte sie.

„Ich habe ihn eben nach der Kirchhofskapelle gebracht,“ antwortete Raja mit einer so unheimlich tonlosen und fremden Stimme, daß es ihr selbst auffiel.

„Ach, unser lieber junger Herr! Unser guter, freundlicher, ausgezeichnete Herr!“ schluchzte die Alte, den weißen Kopf schüttelnd, während ihr die Tränen die Wangen herabrieselten.

Leise schloß sie die Tür hinter Raja und strich mit der Hand über Helles Köpfchen; dann machte sie die Tür zum Wohnzimmer auf.

„Ja, Sie müssen nun nicht böse sein, gnädige Frau,“ sagte sie, sich gleichsam entschuldigend, und streichelte teilnehmend Rajas Hand; „aber der Herr hatte alles selbst bestellt — die Blumen — und die Lichter — und den Sekt — und alles.“

Raja gab keine Antwort; wie eine Nachtwandlerin trat sie über die Schwelle. Eine festliche Beleuchtung, ein zarter Blumenduft strömten ihr entgegen.

Alles war da, die Stimmung, der Blumenduft! Rosen und Veilchen, hauptsächlich Veilchen, denn das waren ihre Lieblinge; überall wo sie hinschaute, lauter Blumen! Aber er, der sie hätte in das gelobte Land hineinführen sollen, er lag draußen in der Kapelle tot und kalt. Nein, nicht tot — sein Geist war hier in diesem Zimmer! Sie sank neben einem Tische auf einem Stuhl.

Da lag ein Strauß; gelbe Da Reine-Rosen, Veilchen und Myrten, mit einem ganz schmalen, weißen, seidenen Band umwunden.

„Für Rahel!“ stand mit kleinen goldenen Buchstaben darauf. Uebertwältigt verbarg sie das Gesicht in den Händen. Ihr war, als müsse sie die Augen fest zumachen und gar nichts mehr sehen, wenn ihr das Herz nicht brechen sollte.

Da erklangen rasch trippelnde Schritte und Helle trat herein.

„Vater ist nirgends,“ sagte er, und seine Stimme bebte vor Weinen; er hatte die Kunde

durch alle Zimmer gemacht, immer in dem Gedanken, Vater schließlich zu finden; aber als er ins Schlafzimmer kam, wo die Ampel über zwei leeren Betten brannte, verließ ihn der Mut, und er stürzte zurück zur Mutter.

„Gehen wir jetzt nicht heim?“ fragte er, sie scheu ansehend.

Aber da bezwang sie sich mit großer Anstrengung und versuchte zu lächeln. Sie stand auf und nahm ihn bei der Hand.

„Wir sind daheim,“ sagte sie. „Wir sind da, wo Vater wohnte, und wo er wollte, daß wir auch wohnen. Sieh' nur, wie schön er alles für Dich hergerichtet hat! Da hängt Deine Peitsche und dort Deine Pferdeleine, und hier im Schlafzimmer steht Dein Tischchen mit einer großen, neuen Trommel.“

Helle griff sofort nach der Trommel, ließ aber gleich wieder los.

„Helle mag nicht spielen, wenn Vater nicht dabei ist,“ sagte er verzagt, „magst Du?“

„Nein!“ Verzweiflungsvoll schaute sie sich im Zimmer um, wo alles nach ihm rief, nach ihm, der nicht mehr da war, und wo sein Name gleichsam laut durch die Stille klang. Sie ging nach der einen Ecke des Zimmers, ergriff eine der langen Meerschampfeifen, aus denen er immer rauchte, wenn er arbeitete, und drückte sie zärtlich an ihre Wange. Lange blieb sie so ganz still stehen, bis eine kleine Hand die ihrige faßte und ein müdes Stimmchen sagte: „Helle ist müde, Helle will zu Bett.“ Da ging sie mit ihm in die Schlafstube, gab ihm sein Abendbrot und kleidete ihn aus. Sie legte ihn in sein eigenes Bettchen, das an dem Tag, wo sie weggereist waren, herübergeschafft worden war. Dann ging sie wieder ins Wohnzimmer. Die Hauswirtin kam und bot Kuchen an.

„Ach ja, ach ja,“ sagte sie. „Was der Herr alles für die gnädige Frau gebrechelt und geschnitten hat! Sie hätten nur die Möbel sehen sollen, als sie ankamen! Nein, aber Sie müssen ein wenig essen,“ fuhr sie fort, als Raja den Kopf schüttelte. „Oder vielleicht trinken Sie ein Gläschen Sekt?“

Sie ergriff mit ihrer alten runzligen Hand die Sektflasche, aber Raja wehrte ihr.

„Nein, lassen Sie sie stehen,“ sagte sie. „Sie soll für Helle aufgehoben werden. Wenn er einmal so groß ist, daß er mich entbehren kann, dann soll er sie bei meinem Begräbnis trinken. Aber das wird kein richtiges Leichenmahl, Madame Rasmussen, es wird ein Hochzeitsfest, wie sie noch nie eins gesehen haben.“

Madame Rasmussen schlug die matten Augen nieder vor dem unnatürlich strahlenden Blick, der sich in diesem Augenblick auf sie richtete. „Gott erhalte ihr den Verstand!“ dachte sie in ihrem Herzen.

Aber Raja hatte den Strauß vom Tische genommen und betrachtete ihn. Sie vergaß ganz, daß sie nicht allein war, und sagte vor sich hin: „Er hat sie alle selbst ausgewählt.“

„Ach, Du lieber Gott! Ja, der Herr ging am letzten Abend selbst zum Gärtner und gab genau an, wie das Bouquet sein sollte. Es sollen viele Rosen und Myrten darin sein, sagte er, aber besonders viele Veilchen, denn Veilchen liebt Rahel am meisten!“

Raja lächelte; es war ihr, als höre sie den Klang seiner Stimme, da er „Rahel“ gesagt hatte.

„Und sehen Sie nur hier, gnädige Frau! Diese kupferne Schale hier im Schlafzimmer hat der Herr am Morgen, ehe er abreiste, noch selbst blank gerieben. „Sehen Sie, Madame Rasmussen,“ sagte er und hielt sie in die Höhe, meinen Sie, man könne sich darin spiegeln?“ „Ja, das glaube ich gerne, sie ist beinahe zu schön!“ Aber da hätten Sie ihn lachen hören sollen! „Madame Rasmussen,“ sagte er, „Sie wissen gar nicht, wie schön das Gesicht ist, das sich darin spiegeln soll!“

Raja stand auf, sie konnte es nicht ertragen, noch mehr zu hören. Eine Weile war es ganz still im Zimmer, nur die Uhren tikteten durch das

tiefe Schweigen. Raja dachte an die kalte, düstere Kapelle, wo der Sarg stand, und sie wurde von dem Verlangen erfasst, ihn heute Abend noch zurückzuholen und ihn hier in diese warmen Zimmer zu bringen.

„Glauben Sie, daß der Sarg hier einige Tage stehen dürfte?“ fragte sie plötzlich.

Aber die Frau schlug entsetzt die Hände über dem Kopf zusammen.

„Da sei Gott vor, gnädige Frau! Sie wollen doch nicht mit dem toten Mann herumziehen! Nein, lassen Sie ihn im Frieden da liegen, wo er jetzt liegt. Oder was meinen Sie wohl, was die anderen Mieter dazu sagen würden?“

Raja wandte sich ab. „Ihr seid erbärmliche Feiglinge alle miteinander,“ dachte sie, „ihr habt eine so jämmerliche Angst vor dem Tod, und doch gibt es nichts, dessen ihr so sicher seid, als gerade des Todes.“ Sie machte einen Schritt nach der Tür. „Ja, ja, Madame Rasmussen, gehen Sie jetzt nur zur Ruhe. Gute Nacht und vielen Dank.“

„Gute Nacht, und bitte, rufen Sie mich, wenn Sie etwas gebrauchen.“

„Ja, danke.“

Sie ließ die redselige Frau hinausgehen und drehte den Schlüssel hinter ihr um.

Dann löschte sie die Lichter aus, eins nach dem anderen. „Meine reichsten Träume!“ dachte sie, als sie das erste löschte.

„Das unendliche Glück unseres gemeinsamen Lebens,“ dachte sie, als sie das zweite löschte.

„Alle meine Wünsche und Erwartungen!“ klagte sie, als sie an das dritte kam.

„Und alle meine lichten Hoffnungen, eine Wiege schaukeln zu dürfen!“ durchdrang es sie, als das vierte und letzte erlosch.

Aber da brach sie in Tränen aus, und sie weinte so bitterlich, wie nur eine Frau weinen kann, die sich von dem reichsten Glück auf Erden ausgeschlossen weiß.

19.

In den ersten Tagen nach dem Begräbnis ging Raja umher wie eine Nachtwandlerin. Sie sprach mit niemandem und dachte an nichts, als an ihr tiefes Leid. Stundenlang wanderte sie in den Stuben auf und ab, wo alle Erinnerungen mit seiner Stimme zu ihr sprachen.

„Wie sehr habe ich doch das Leben für uns beide vergeudet!“ klang es in ihrer Seele, und dann hämmerte ihr Herz so, daß jeder Schlag förmlich weh tat.

Heiß stieg ihr das Blut in die Wangen, wenn sie an den Tag dachte, wo sie sich einem Manne hingegeben hatte, den sie nicht geliebt hatte, während er, dem alle ihr Gedanken gehörten, als Zeuge daneben saß.

Abends saß sie an seinem Schreibtisch, wagte es aber nicht, ihn aufzuschließen. Sie hatte Angst, sie würde von ihrer verzehrenden Sehnsucht überwältigt, wenn sie nur seine Schrift sähe.

Jeden Tag ging sie mit Helle auf den Kirchhof. Da saß sie in sich versunken, während Helle zwischen den Gräbern spielte, und sie rührte sich nicht, bis der Junge zu ihr trat und mit lauter Stimme erklärte, er sei hungrig.

Dann erhob sie sich und ging mit ihm heim, ebenso automatisch wie sie gekommen war.

Helle empfand immer deutlicher, daß die Mutter nicht bei ihm war. Er verstand es nicht recht, aber Mutter war gleichsam gar nicht mehr daheim, und er fühlte, daß er Heimweh nach ihr hatte, gerade wie damals, als sie in Norwegen gewesen war, ja, noch mehr sogar, denn damals hatte er ja den Vater gehabt.

Er seufzte so recht aus der Tiefe seines Herzens und begann nachzudenken, was er tun könnte, um Mutter wieder heimzubekommen.

In den Dämmerstunden, wenn die Laterne ihren flackernden Schein in die kleine Kinderstube hereinwarf, saßen Mutter und Kind beieinander auf Onkel Franz' altem Sofa innig umschlungen, Wang' an Wange, mit dem deutlichen Gefühl, daß sie jetzt nur noch einander hatten.

Meistens erzählte sie ihm dann vom Vater, und mit dem sicheren Gedächtnis der Kinder half er oft nach, indem er sagte: „Weißt Du noch, damals? . . . Und damals? . . .“

Aber bisweilen saß sie auch ganz still und drückte ihm nur innig an sich, während ihr die Tränen langsam über die Wangen hinabfloßen. Und dann wurde es Helle so sonderbar feierlich zu Mute, und ohne daß er es wußte, vermischten sich seine Tränen mit den ihrigen.

Erst wenn sie dann aufstand und die Lampe angezündet war, wurde er wieder das lärmende, fröhliche Kind wie am Tage. Aber dann schob sie auch jede Rücksicht auf sich selbst beiseite und ging vollständig in seinem Spiel auf.

Wenn er zur Ruhe gebracht war, saß sie bis tief in die Nacht hinein vor ihren Korrekturen, über die feuchten Blätter gebeugt, die noch nach Druckerwärme rochen, und hielt mit Gewalt die Gedanken auf die Arbeit gerichtet. Aber wenn sie fertig war, legte sie die Urne vor sich auf den Tisch, vergrub ihr Gesicht darin und gab sich leidenschaftlich ihrem Kummer hin. Dann zog sie das alte Kollegienheft heraus, das seit Onkel Franz' Tod ihr heiliger Freund und Vertrauter geworden war.

20.

Wenn Raja zu jener Zeit mit irgend jemandem sprach, fiel es ihr immer auf, daß ein bestimmter Satz von den aller verschiedensten Lippen stets wieder ausgesprochen wurde, und dieser Satz lautete: „Sie haben ja die Erinnerungen, von denen Sie zehren können.“ Wußten denn alle diese Menschen, die gar nichts verstanden, nicht, daß für den, der Heimweh hat, der Trost der Erinnerung Qual ist? Wußten sie nicht, daß all die verzehrende Sehnsucht der Seele dadurch nur noch größer wird?

Sie mußte lachen, wenn sie die Menschen so sprechen hörte. Sie wußte, daß dieses „von den Erinnerungen zehren“ nur eine Phrase war; die Liebe der Freundschaft kann sich dabei erwärmen, die Treue kann dadurch gestählt werden, aber der Mensch selbst kann nicht von Erinnerungen leben.

Manchmal war es ihr, als müsse sie vor Heimweh sterben; aber sie lebte doch weiter. Ob und zu war es ihr jedoch, als ob all das Leid, das sie um Helles willen mit Gewalt eindämmte, sie beinahe ersticke, und da meinte sie, sie müsse sich um jeden Preis Luft verschaffen.

Dann konnte sie wohl alte Bekannte auf der Straße anhalten, nur um sich auszusprechen zu dürfen.

Aber nur solange der Schmerz neu ist, erweckt er die Teilnahme der Unbeteiligten. Als ihr zum erstenmal eines dieser leeren Worte gesagt wurde und sie dem kühlen Blick begegnete, der eine vollkommene Verständnislosigkeit verrät, zog sie sich wie die Schnecke in ihr Haus zurück, und sie begann zu verstehen, daß der Kummer ein Heiligtum ist, das man nicht mit anderen betritt, daß es die Stätte der einsamen Seelen ist, eine Stätte, wo man im Verborgenen weilt.

Wenn sie mit Helle an der Hand die Straße hinabging, und der oder jener stehen blieb, um mit ihr zu sprechen, dann war ihr Gesicht ruhig wie früher und ihre Augen nicht mehr feucht von Tränen, die jeden Augenblick hervorzubrechen drohten. Ein schwarzer Rand hatte sich unter ihren tief liegenden Augen festgesetzt und ein schmerzlicher Zug um ihren Mund; die Sehnsucht nagte unaufhörlich an ihrem Herzen; aber niemand sah es ihr an, sie drückte nur Helles Händchen noch fester, wenn sie sich verabschiedet hatte, und ging so ruhig und aufrecht durch die Straßen, wie sie ruhig und aufrecht durchs Leben ging. Aber daß sie diese Seelenstärke errungen hatte, das hatte seinen Grund hauptsächlich in einem inneren Erlebnis.

Gegen das Ende des Frühlings war sie eines Abends zu Onkel Franz' Grab hinausgegangen.

Ein kleiner Kamerad hatte Helle zu sich geholt, und zum erstenmal ging sie allein zu dem Grabe.

Da überwältigte sie der Kummer wie noch nie — es war, als erfriere etwas in ihr.

Aber plötzlich drang ein Flötenton, zart und fein, weich und tief, frühlingsartig bezaubernd durch die Luft. Vor ihr in der Traueresche, die ein Grab neben ihr beschattete, saß ein Star und zwitscherte von Liebe. Er sperrte seinen gelben Schnabel im Abendsonnenschein weit auf, und die kleine Kehle bewegte sich unaufhörlich, während die Flügel in bebender Freude zitterten.

Dieser Star rief ihr jenen Morgen ins Gedächtnis zurück, wo Onkel Franz an der Tür des Fischerhäuschens gestanden und plötzlich die Urne um ihre Schulter gelegt und mit seiner tiefen, innigen Stimme gesagt hatte: „In einem einzigen Tag ist so viel Glück mein eigen geworden, daß ich in meinem ganzen Leben nicht mehr arm werden kann.“

War dies bei ihr nicht auch so? War ihr nicht dasselbe Glück zuteil geworden wie ihm? Und war es nicht reich genug, um ein armes, langes Leben zu füllen? Hatte sie denn nicht den Höhepunkt des menschlichen Glücks erreicht, an dem Tage, wo sie mit Onkel Franz in das gelobte Land einzog? Obwohl sich das Land wieder vor ihr geschlossen hatte, sie war doch mit ihm zusammen drin gewesen, und sie traf ihn dort wieder, ebenso sicher, wie der Star dasaß und in unsinniger Freude über seine Gefährtin zwitscherte.

Würde sie vielleicht mit einem einzigen dieser Menschen, denen sie so oft begegnete, tauschen wollen? Mit ihnen, die sich nie auf dem Rücken der höchsten Wogen getragen gefühlt und sich auch nie in Verzweiflung in die Tiefe des Meeres hingeschleudert gefühlt haben? War sie nicht so überaus reich in dem Bewußtsein, daß sie eine große, ganze Liebe besessen hatte, ja, daß sie sie noch besaß und in alle Ewigkeit besitzen würde? Sie hatte immer gefühlt, daß ihr etwas fehlte, nämlich das, was Onkel Franz „den Menschen zu einer Persönlichkeit zusammenfassen“ nannte. Sie hatte das Zerstreute in ihrer Natur wohl gefühlt; nun sammelte es sich unter der schweren Hand des Leids, unter der Hand, die die Menschenherzen formt, wie der Bildhauer den Ton, und die da tiefe Furchen zieht, wo die Freude nur einen Strich gemacht hat.

Seit Onkel Franz' Tod hatte Raja das Frühjahr gehaßt, sie hatte nur immer gewünscht, daß es Winter wäre, düsterer Winter ohne Sonnenschein. All dies sprossende Leben, das in der Luft um sie her sang, war ja wie ein einziger, schneidender Hohn auf ihr totes Glück. Sie, die allein wandelte, mußte den ewigen Hochzeitsjubel in der Natur anhören! Sie hatte sich die Ohren verstopft, wenn sie einen Vogel singen hörte, und die Vorhänge zugezogen, so lange die Sonne schien. Geflohen war sie vor all diesem Licht, das über sie herflutete vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Aber nun wandte sie plötzlich das Gesicht der Sonne zu.

Sie durfte die starken, warmen, sonnigen Tage nicht vergessen, weil sie nun verschwunden waren. Sie mußte den Kummer und die Freude ganz nehmen. Es nützte nichts, daß sie sich selbst tausendmal am Tage sagte, sie könne nicht allein sein — sie mußte. Und sie mußte noch überglücklich sein, daß sie Helle hatte.

Sie stand auf. All die tausend Stimmen des Frühlings ließ sie durch ihre Brust dringen, bis es nicht mehr weh tat. Und sie ging hinein in die große Einsamkeit, die wohl die Freude, nicht aber den Reichtum aus dem Leben wegnimmt.

Alle kleinen Sorgen und alle kleinen Freuden und die großen Erwartungen und die großen Enttäuschungen, sie waren nun wie Sandkörner, die ihr zwischen den Fingern zerrannen . . .

E n d e.

## Das deutsche Haus.

Von Ernst Schur.

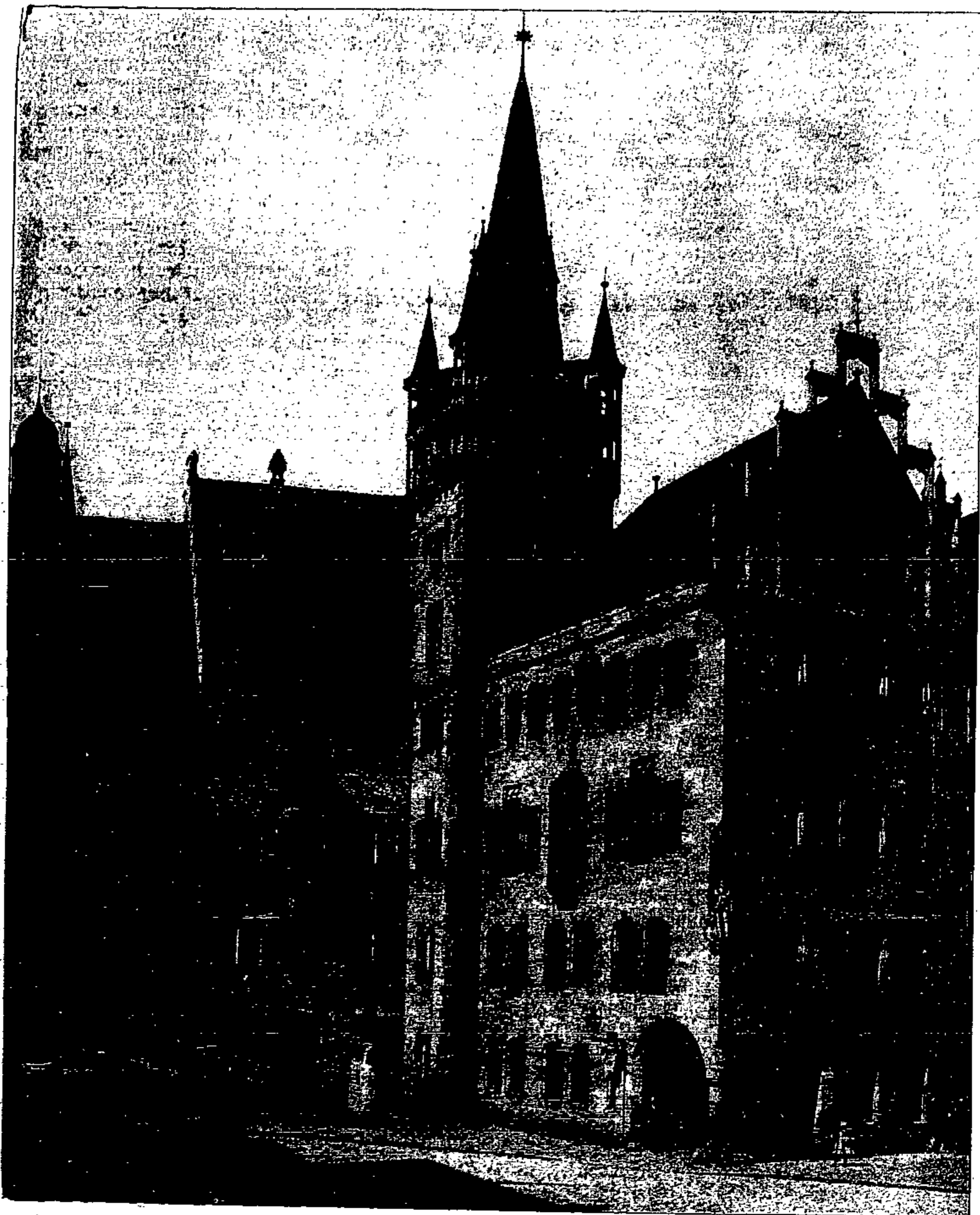
Da die moderne Architektur ein so trostloses Bild vollkommener Verwirrung darstellt, so suchen die, die aus dem Wirrwarr herauskommen wollen, Anschluß an die gute, alte Zeit, hoffend, daß aus diesem Boden etwas Gutes hervorgehen möge. Sie wenden sich ab von der Stilnachahmung uns fremder Bauwerke, sie wollen nicht mehr italienisch oder französisch bauen, sie wollen auch nicht mehr so bauen, wie einst unsere Vorfahren bauten, als sie, italienischen Geist aufnehmend, diese fremden Formen zur deutschen Renaissance umbildeten. Renaissance und Gotik, Gotik und romanische Baukunst haben abgewirtschaftet. Man kommt jetzt zu dem Bewußtsein, daß nur das gut ist, was eigen und echt, was Anschluß hat an die einheimisch geltenden Bedingungen und diese zu erfüllen sucht. Ein Bauwerk soll nicht äußerlich hineingepflanzt sein, sondern sich einfügen in die Landschaft, deren Farben und Formen folgen, soll ungezwungen natürliche Verbindung mit der einfachen Baukunst des Landes haben, diese mehr oder minder selbständig fortbilden oder aus gleichem Geist Neues bieten, so daß überall ein organisches Wachsen sich zeigt, ein innerer Zusammenhang. Wir beginnen damit von der äußeren Prozedur, von der Ueberladung, dem lehrhaften Stil fortzukommen. Diese Periode der Baukunst, die wir jetzt überwinden, hatte verzweifelte Ähnlichkeit mit der Auffassung des ehrfamen Bürgerz, der seine gute Stube mit allerlei unbequemen Stilmöbeln vollstellte und dabei vergift, daß Intimität, Natürlichkeit, Bequemlichkeit die Vorbedingungen der Wohnungskunst sind. So setzten auch die Baumeister fremde Rasten in unsere Straßen und freuten sich kindisch daran, wenn sie sagen konnten: dies hier ist ein romanischer Bau, dies ein gotischer und so wie dies hier, baute die Renaissance. Es ist ein Zeichen der Gesundung, wenn jetzt die Baumeister allenthalben Anschluß an die Baukunst ihrer einheimischen Bezirke suchen.

Wenn wir uns da umblicken, so lernen wir von dem einfachsten Dorf schon eine wichtige Lehre, die in der Architektur leider nicht eingehend genug berücksichtigt wird: die Einfachheit, das Zweckentsprechende im Bauen. Ein einfaches Beispiel solch natürlicher Anpassung gibt das Bild einer primitiven Moorhütte. Wie natürlich fügt sich aber auch ein ganzes Dorf in die Gesamtheit der gegebenen Bedingungen, in die Umgebung ein! Wie wirkt da alles zusammen, um ein schönes, harmonisches, zweckvolles Ganzes entstehen zu lassen! Natur und Menschenwerk ist noch eins, geht harmonisch zusammen. Alles ist auch durch Notwendigkeit bedingt und hat Sinn und Grund. Wenig überflüssiger Schmuck. Wo er vorhanden ist, entspricht er dem Niveau der Bevölkerung und stellt eine volkstümliche Kunst dar. Dieses Ganze müssen wir immer berücksichtigen. Wie ein Dorf herausgewachsen ist aus seinem Milieu. Im Gebirge wird anders gebaut als im Flachland. In Hessen baut man anders als in Westfalen, in der Mark anders als in der Eifel und in der Hallig (Flachland mit viel Wasser) anders als in Tirol. Nehmen wir einmal den Wald. Wie natürlich bietet er Schutz. Er zieht sich längs der Ortschaft hin, diese vor Sturm schützend. Er gibt das Baumaterial. Denn oft wird noch mit Holz gebaut; wenn nicht im ganzen, so doch im einzelnen findet Holz Verwendung, als Fachwerk, bei den Veranden, Galerien, Balkons, Türen.

Meist zieht sich Laub und Strauch bis ins Dorf hinein. Da sehen die Häuschen dann lauschig aus dem Grünen heraus. Obstbäume geben reiche Ernte. Sie blühen im Frühling und bilden eine farbige Abwechslung im Einerlei. Gärten vor und hinter jedem Haus. Gerade das märkische Dorf bietet oft solche intime Gesamtwirkung. Oder ein Wasserarm durchzieht das Dorf. Dann ist



Schwarzwaldhaus.



Südseite des Nürnberger Rathauses.

man bestrebt, die Fronten der einfachen Häuser nach dem Wasser zu anzu-  
legen. Draußen wird gewaschen, gespült und getrocknet. Ist der Wasser-  
arm breit genug, so entspinnt sich Schifffahrt und Verkehr. Und man  
kommt darauf, den Kahn als Verkehrsmittel zu benutzen. Der Wagen  
wird nicht gebraucht. Er tritt zurück. Meist durchzieht auch eine breite  
Alee das Dorf, gibt Schatten und Erholung. Hoch wölben sich die  
Zweige, die sich oben zu einem Dach zusammenschließen. Steht man  
von einer Anhöhe herab auf das Dorf, so sehen wir überall Dächer  
im Grünen, dunkelrot, vom Alter gebräunt. Auch die Tore sind alt  
und knarren vernehmlich. Aber dieses Alter redet von der Güte des  
Materials, der Solidität und Zuverlässigkeit der Arbeit. Und so haben  
wir im ganzen immer ein Bild, das wohlbegründet, vernünftig und  
sinngemäß sich darstellt.

Da ist kein Versuch gemacht, wie es unsere belehnten und weit-  
gereisten Architekten tun, mit fremden Stilversuchen, Uebertragungen  
und Nachahmungen zu prunken. Im langen Gebrauch der Jahre hat sich  
herausgestellt, daß eine Bauart speziell den besonderen Verhältnissen  
entspricht. Diese gibt dem Dorf seinen Charakter. Die Not hat den  
Stil geformt. Herrschen Stürme, die unvermutet kommen, so muß das  
Dach breit und schwer angelegt sein; es wird sogar öfters mit schweren  
Steinen belastet, um dem Wüten und Tosen des Sturmes Stand zu  
halten. Wird in der Gegend besonders Getreidebau betrieben, so werden  
die Baulichkeiten danach angelegt. In Gegenden, wo Viehzucht vor-  
herrscht, sieht man lange Ställe bei den Wohnhäusern.

Wer also bauen will, sieht diese erprobten Vorbilder, benützt sie  
und baut sie mit Neuerungen da aus, wo es sich empfiehlt. So ist  
eine logische Entwicklung überall gegeben.

Da diese Landbevölkerung in fort-  
währender Berührung mit der Natur lebt, so hat sie Vorliebe für ausgesprochene Far-  
ben. Sie sieht den blauen Himmel, das  
Grün der Bäume, die mannigfaltig prun-  
kenden Farben der Blumen auf dem Felde.  
Darum will sie auch nicht unscheinbar und  
einförmig erscheinen. Sie geht in bunten  
Trachten und die Farbenvelt ihrer Natur  
stimmt überein mit dem Aeußeren ihrer  
Kleidung. Wer einmal die satten, tief-  
prächtigen Wiesen im Gebirge gesehen hat,  
die geradezu überraschend hellen und tiefen  
Farben des üppigen Blumentwuchses auf  
dem Felde, der wundert sich nicht, wenn die  
Tiroler Buben und Mädchen so krasse  
Farben in ihren Kostümen bevorzugen.  
Der Schal einer Tirolerin mit seinem  
Gelb, Grün und Blau auf weißem Grunde  
erinnert an die Farbenpracht der Felder  
und Wiesen. Das Bevorzugen des Grün  
in der Tracht der Männer — grüne Joppe,  
grünbesetzte Hosen, grüne Hosenträger,  
grünen Rucksack — mahnt an die tiefen  
schönen Farben des Waldes. Und wenn  
wir einmal auf einer Wanderung über das  
Land sehen: rings die hügeligen Wellen  
des Geländes, überall Dörfer, die sich so  
natürlich einfügen, von Feld zu Feld, von  
Wald zu Wald, von Höhen zu Höhen eine  
zusammenhängende Verbindung. Weit  
schweift der Blick. Der Kirchturm hebt sich  
heraus. Um ihn sammeln sich die Häu-  
schen, von Bäumen beschattet. Weite Felder.  
Da hinten wieder ein Dorf. Und so fort.  
Überall Flecken, Ansiedelungen — ein  
prächtiges Bild, wie diese Dörfer so ein-  
fach und primitiv daliegen, für sich ein  
Zentrum. Das Feld ringsherum ihr Wir-  
kungskreis, das Gebiet ihrer Tätigkeit.  
Ober man steht auf hohem Gebirge und  
schaut hinab. Dort unten, wo der Gießbach  
ins Tal stürzt, siedelten sich die Menschen  
an. Alle Häuschen liegen eng beieinander,  
um sich gegenseitig vor den heftigen Stür-  
men des Gebirges zu schützen. Feste, breite  
Bauart überall. Strohdächer gibts hier  
nicht. Fernab suchen sich die Gebirgsdörfer  
einen Winkel aus, wo sie geschützt sind vor  
Unwetter und an der hohen Wand der  
Ferge drücken sie sich vorsichtig zusammen.

Wir finden in Deutschland überall  
solche geographisch festabgegrenzte Bezirke,  
die in Bauart ihrer Häuser, in der Tracht  
lokalen Charakter bewahrt haben. Bis  
in unsere Zeit haben sich diese traditio-

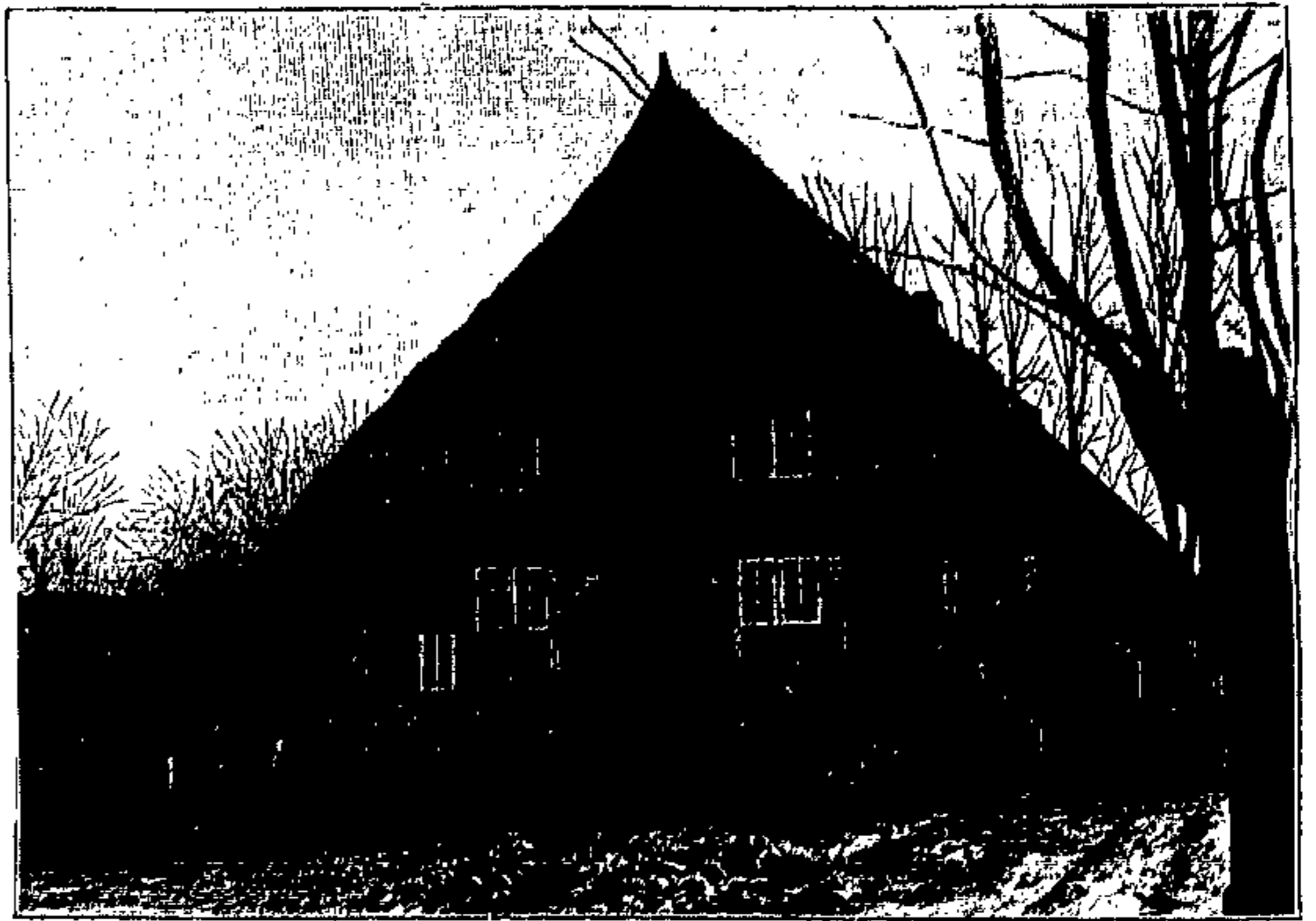
neuen Eigentümlichkeiten erhalten. Nur langsam bröckelt die Eigenart allmählich ab. Denn die Zeit nivelliert auch hier, und das Eindringen fremder Einflüsse beseitigt die Eigentümlichkeiten. Die jungen Generationen verschmähen meist die farbigen Trachten. Man sucht sie künstlich zu erhalten. Soweit der enge Kreis sich erweitert, eine größere Stadt leicht zu erreichen ist, verschwinden die Besonderheiten und so sehr man darüber klagt, es ist diese Entwicklung nicht aufzuhalten. Man muß auch hier herausspüren, daß unsere Zeit eben eine andere geworden ist; und dort, wo die Neuzeit diese alteingesessenen Wohnheiten zu beseitigen strebt, soll man nicht künstlich einen Damm dagegen aufrichten.

Wer in Hamburg gewesen ist, hat sicher auf den Straßen jene eigentümlichen Trachten gesehen, durch die Gemüsehändler und -Händlerinnen auffallen. Südlich von Hamburg, da wo gegen die Sturmflut der Elbe Deiche errichtet sind, da sind sie zu Hause, die Vierländer. Welt dehnt sich das Flachland. Wasser ist überreichlich vorhanden. Der Wasserdunst schafft überall malerisch weiche Konturen und läßt die Dinge sanft verschwimmen. Fruchtbar ist daher das Land. Obst- und Gemüsehau wird regsam betrieben und ein ansehnlicher Wohlstand zeichnet diese Gegenden aus. Die vier alten Gemeinden Neuengamme, Alten-  
gamme, Kirchwerder und Kurlat bilden die Vierlande. Es ist alter Kulturboden. Zur Zeit der Hanse erfreuten sich die Ortschaften unabhängiger Existenz. Auch der Krieg, der Deutschland sonst so anhaltend verheerte, verschonte sie. Es gelang ihnen sogar, trotz der Nähe der Stadt Hamburg, in der sie täglich verkehrten und dort ihre Waren, Obst und Gemüse absetzten, und so die städtische Entwicklung mit anzusehen, ihre Eigenart ohne irgend welche Einschränkung zu erhalten.

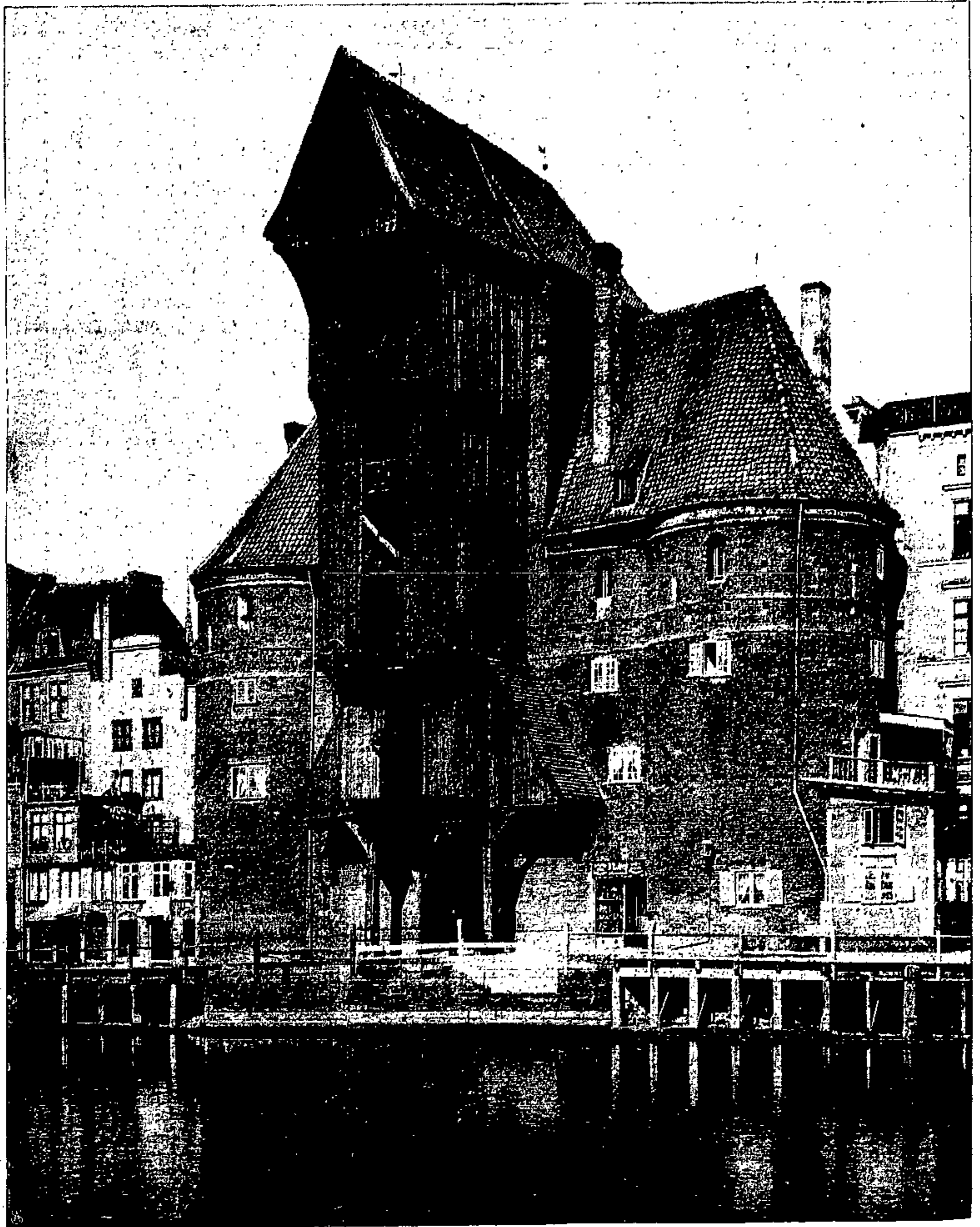
Das ist ein Zeichen kräftiger, trotziger Selbstständigkeit, wie man sie an der Küste öfter trifft. Denn selten erhält sich neben einer großen lebhaften Verkehrsstadt häuerliche Tradition so selbständig.

Das niedersächsische Haus, das auch das Haus der Vierländer ist, ist langgestreckt. Auf beiden Seiten befindet sich eine Eingangstür. Die Giebelseite des bewohnten Hausstücks schaut nach dem Deich zu, wohl um die herannahende Gefahr der Sturmflut jederzeit rechtzeitig übersehen zu können. An der anderen Seite ein Scheunentor, weit und geräumig, das zur Dreschdiele führt. Dahinter die Tenne. Ställe liegen um die Tenne herum. Hinten steht der Herd, an die Wand gerückt. Dann erst beginnen die Stuben, von denen man, wie erwähnt, den Ausblick auf den Deich hat. Das Dach ist das sogenannte Netzbach, strohgeflochten und an den Giebelteilen, die weit über das Haus hinausragen, mit Schnitzwerk in grotesken Formen versehen. Ueberhaupt liebt der Vierländer Schmuck und Verzierung. Und innen wie außen begegnet man den Spuren primitiv schmückender Hand. Die Betten, die oft in die Wand eingelassen sind, die schweren Türen, die Wandteile, die Balken, die Truhen und Stühle sind mit gefädelten Einlagen versehen, weisen reichen Schmuck in Schnitzwerk und Aufagen auf und zeigen farbige Bemalung. Das Gebälk ist verschieden geordnet, gekreuzt, gebogen, und daraus ergeben sich ungezwungen schmückende Motive. Die Ziegeln, die die Zwischenwände ausfüllen, werden besonders ausgewählt und zusammengefügt und ihre Muster ergeben mosaikartige Formen. Manchmal wird ein geometrisches Muster, dann auch primitiv eine menschliche Figur, ein Tier nachgeahmt.

Geht man solch eine Straße entlang, so lehnen die Häuser hintereinander die reich geschnitzten Fronten, auf deren oberem Teil oft ein Drachen- oder ein Pferdekopf erscheint, dem Beschauer zu. Die Fensterscheiben sind zugleich verb und malerisch in Blei gefaßt, und auch hier gefällt die einfache, zwanglose Form. Auch in den Kirchen zeigt sich die Lust am Schmuck. Die Stühle und Bänke sind reich geschnitzt, sogar Intarsien begegnet man, und wenn man sich eingehender vertieft, findet man oft eine launige Hindeutung des Tischlers. Neben den



Altsächsisches Bauernhaus.



Das Krahnator in Danzig.

Bänken sind aus Schmiedeeisen Guthalter angebracht, die leicht und geschmackvoll geformt sind und auch um ihrer zierlichen Bemalung willen auffallen. Den geraden, eigentümlichen Sinn für Intimität, Bequemlichkeit nehmen wir auch daran wahr, daß der Bierländer Bauer seine Kirche nicht so überaus reich ausstattet. Außen sieht sie einfach aus. Innen überwiegt der Schmuck an den Bänken bedeutend alles andere, was sonst des überladenen Schmuckes oft für würdig gehalten wird. Der Altar, die Orgel — alles ist notdürftig so, wie es sein muß. Nicht ärmlich, aber auch nicht übertrieben. In dieses Milieu paßt der Bierländer gut hinein. Die Tracht ist Kniehose, Knopfweste, Hemdsärmel. Sie geht auf das siebzehnte Jahrhundert zurück, wo sie auch noch in den Städten heimisch war. Dort wurde sie verdrängt und wanderte aufs Dorf, wo sie sich so lange erhielt, bis sie auch hier gehen mußte, was meistens jetzt überall der Fall ist.

Dieses sächsische Bauernhaus, das Wohnung und Ställe und Scheunen vereinte, aus Fachwerk und Ziegeln bestand, deren Rot kräftig leuchtete, hat wohl manche Wandlungen durchgemacht, im wesentlichen blieb es das Gleiche. Entsprechend einer ärmeren oder reicheren Bevölkerung ist der Raum beschränkt oder verschwenderischer ausgestaltet. Die Diele (der große Mittelraum mit dem Herd, der durch das ganze Haus hindurch bis unter das Dach reicht) ist mit besonderer Sorgfalt behandelt. Und eine intime Ecke bildet da der Herd, um den sich eine Bank herumzieht, um im Winter sich zu wärmen, ein geschütztes Plätzchen zu haben. Das Kochgeschirr blinkt in langen Reihen an der Wand. Und alles Gerät, das die Bäuerin braucht, zeigt wohlgeputzt seine Form und seine Farben.

Welcher Fortbildung dieser altniederländische Typus fähig war, zeigt das altniederländische Patrizierhaus, das in hohen Stadtwerken spitzartig ansteigt und sich mit seinen vielen kleinen Fenstern malerisch präsentiert.

In die entgegengesetzte Gegend Deutschlands führt uns das bayerische Haus. Der Typus dieses Hauses findet sich auch über Deutschlands Grenzen verbreitet. Die Landesgrenze bietet kein Hindernis. Und diese Tatsache deutet auf frühe Zusammenhänge. Oberbayern, Tirol, Salzkammergut haben alle denselben Haustypus. Das Dach ist aus Schindeln gefertigt. Und dem Sturm Widerstand zu bieten, ist es mehr in die Breite gebaut. Auch das Dach ist flach angelegt und mit Steinen beschwert. Meist ist das Haus zweigeschossig. Die Ställe befinden sich hinten, vorn die Stuben, die Küche, die Verbindungsgänge. Charakteristisch ist die in der oberen Etage umlaufende Holzgalerie, die oft geschnitzt ist. Auch die Wände sind geschmückt mit Sprüchen und Bildern. Blumen stehen auf den Galerien. Und die bunte Wäsche baumelt malerisch dazwischen. Das Innere eines solchen Hauses ist einfach und nützlich eingerichtet, alles massiv und fest. Ein bunter Tisch, kompakte Stühle. Ein bunter Kachelofen ziert den Raum. Auch sonst tritt hier und da in Einzelheiten die Freude an der kräftigen Farbe zutage. Das Weiß der Wände, das helle Gelb der geschuerten Tische geben einen guten Hintergrund. Hier tritt gleichfalls die malerisch bunte Tracht der Bewohner mitwirkend ein. Die Männer tragen Kniehosen, Lodenjoppe, weißes Hemd, Nagelschuhe, Wadenstrümpfe, die Frauen große, bunte Röcke, Mieder, Halstuch.

Süddeutschland ist auch der Typus des Schwarzwälder Bauernhauses. Es ist aus Holz festgefügt. Ein breites Strohdach hält die Wände zusammen. Mehrere Geschosse liegen übereinander. Der Unterbau ist gemauert. Ueber den Ställen liegen die Stuben, ganz oben der Speicher. Bequem kann der Erntewagen Getreide abladen. Der Schmuck tritt hier zurück. Viel Ueber-

fluß gibt es nicht. Das sieht man auch daraus, wie Wohnraum, Stall und Tenne übereinander zusammengedrängt wird. Die Einfachheit und Zweckmäßigkeit der Durchführung ist auch hier einwandfrei. Die Stuben sind getäfelt und machen so einen gemüthlichen, warmen Eindruck. Auch hier finden wir noch eine Tracht, die allerdings nicht so bunt ist wie die bayerische Gebirgstracht; auch dies entspricht der einfacheren Landschaft. Schwarz wird bevorzugt, das auf dem Strohhut erscheint als Schleife oder als herabhängendes Band. Auch der Rock ist schwarz. Am Mieder ist meist alter Schmuck angebracht. Damit auch Mitteldeutschland nicht fehle, führt uns das Thüringer Bauernhaus den Typus des mitteldeutschen Gehöftes vor, im Gegensatz zu den beschriebenen norddeutschen und süddeutschen Typen. Hierfür ist es charakteristisch, daß das Haus sich zu einem größeren Besitz ausgestaltet. An der Küste wie im Gebirge hielt der Bauer sein Besitztum gern zusammen. Der Ansturm der Elemente nötigte zur Konzentration. Hier aber, wo das Flachland sich hügelig breitet, wo keine Gebirgshöhe droht und keine Flut andrängt, macht es sich der Bauer bequem. Er breitet sich aus. Das Wohnhaus liegt für sich. Stall und Scheunen ebenso. Sie umschließen einen Raum, der als Hof ausgebildet wird. So hat jedes einzelne dieser Häuser seine Bestimmung. Eine Mauer umschließt das Ganze. Auf dem Hof steht der Brunnen, während im Gebirgsdorf die frischen Quellen jedem zur Benutzung freistehen. Fachwerk mit Lehmfüllung ist das Material des Hausbaues, das Dach besteht aus Schiefer oder Ziegel. Für diese mitteldeutschen Bauten ist bezeichnend, daß der einzelne Schmuck eigentlich zurücktritt. Nur im ganzen wirkt die Anlage anheimelnd und traulich. Viel Schnitzwerk, viel Farbenreichtum gibt es nicht. Dafür bietet das Gehöft einen reizvollen Anblick. Schlicht und einfach ist alles angelegt und erfreut durch die Ordentlichkeit der Verhältnisse. Die baulichen Anlagen wirken mehr als Komplexe und gefallen um der Sachlichkeit willen, die sich überall ausspricht. Man gewinnt die Vorstellung, daß hier ein solider, arbeitssamer und tüchtiger Volksstamm tätig ist.

Diese Beispiele geben nur eine geringe Auswahl aus der reichen Anzahl vorhandener Typen. In jedem Bezirk, in jedem Landesteil finden wir einen besonderen Charakter im Hausbau ausgeprägt. Und diese Abgeschlossenheit geht meist bis in die kleinsten Einzelheiten, bis zur Tracht, zu den täglichen Gebrauchsgegenständen. Wir brauchen nur an die fränkischen, hessischen, thüringischen, steierischen Kochgeschirre und Töpfe zu denken, deren bunter Schmuck uns in seiner Verheit erfreut. Die Architekten benutzen diese vielfachen Anregungen. Sammelwerke werden herausgegeben, die die Reste dieser Vergangenheit, sowie sie noch jetzt sichtbar sind, festlegen sollen. Es beginnt sich der Sinn unter den Baukünstlern dafür zu regen, daß diese Besonderheiten jeder Gegend gerechtfertigt sind, und man sucht bei dem Bau von Landhäusern und öffentlichen Gebäuden diesen speziellen Landcharakter zu erhalten oder den neuen Verhältnissen entsprechend weiter um- und auszugestalten. Namentlich in Süddeutschland und in Mitteldeutschland geht man da erfolgreich vor. Es ist dies ein Zeichen gesunden Empfindens.

Denn so lange man selbst nichts Neues geben kann, keinen eigenen Stil, mag man an den überlieferten Formen, die man den veränderten Verhältnissen und Vorschriften anpaßt, festhalten. Immer erfreut, wenn man an die prozigen oder ärmlichen Formen unserer städtischen Bauten denkt, die Echtheit der bäuerlichen Baukunst, bei der alles eine natürliche Einheit darstellt, und der Architekt kann daraus frische Anregung für reizvolle Form, lebendige, kräftige Farben entnehmen.

Der lange Weg, den wir flüchtig durchmessen haben, führt von der Moorhütte zum Bauernhaus, von da zum städtischen Privathaus und zum Rathaus. In dieser Entwicklung ist ein Bruch. Denn mitten hinein kam die Kenntnis der fremden Stile. Man ging nach Italien und sah dort die pompösen Bauten der Renaissance. Von Frankreich waren schon früher Anregungen gekommen. Die Kirche hatte den romanischen und den gotischen Stil gepflegt. Dieser Anblick blendet und man verschmähte die Einfachheit und griff lieber nach dem Fremden, Prunkhaften. Das geschah so heftig und anhaltend, daß diese Stile bei uns wieder eine Umbildung erfuhren, die unseren Verhältnissen mehr entsprach und daher sich in ihrem Charakter der Umgebung anpaßte. Das reiche und imposante Rathaus zu Nürnberg ist ein Beispiel dieser Art. Das Ursprüngliche und Echte aber war und blieb die einheimische, bäuerliche Architektur und man beginnt jetzt, dieser Ansicht sich wieder zuzuneigen. Und vielleicht entwickelt sich aus diesem erneuten Anschluß an die einheimische Architektur eine neue, geträufelte Baukunst, die auch Mut zu eigenen Erfindungen, neuen Gestalten bekommt. Denn dieser Anschluß ist, in richtigem Sinne ausgeführt, kein Rückfall in Zeiten, die für uns nicht mehr passen — dies wäre dann ein äußerliches, nutzloses Beginnen, das unseren anders gearteten Verhältnissen nicht entspräche —, sondern ein Sich-Bestimmen auf eigene Kraft, ein Wiederanknüpfen an verlorenen Traditionen, die uns lehren, nicht nach fremden Vorbildern zu schielen, sondern resolut der eigenen Tätigkeit zu vertrauen und Neues zu wagen. Die Verhältnisse liegen so, daß jeder Versuch schon, aus dem alten Stilchema herauszukommen, zu begrüßen ist, mag dieser Versuch vor der Hand noch mißglücken, zu schnell und leichtfertig gemacht sein und die ersten Hoffnungen, die man daran knüpft, nicht rechtfertigen. Es ist wenigstens ein Versuch, die alten Formen zu überwinden, und wenn auch manchmal nach der entgegengesetzten Seite zu weit ins Extreme gegangen wird, und die sichere, architektonische Einfachheit und Sachlichkeit nicht innegehalten ist, so ist das immer noch besser, als das ewig Wiederholen der alten, abgelebten Tradition. Denn man kann wenigstens hoffen, daß etwas neues sich einmal aus diesem Umschwung gestalten kann. Das sollen wir von der bäuerlichen Baukunst lernen, einfach zweckmäßig, formen- und farbenfroh zu bauen und zwar so, wie es unseren Tendenzen, unseren Zwecken, unserem Empfinden entspricht. Wir sollen nicht bauen, wie die Bauern in vergangenen Zeiten, das verlangt niemand, es wäre ein sinnloses Beginnen. Aber von diesem einfachen und ehrlichen, sich selbst und nicht fremden Stilwerken vertrauenden Geist dieser primitiven Baukunst können wir lernen, in gleicher Art die architektonischen Forderungen unserer Zeit unerschrocken zu erfüllen.

In dieser Hinsicht steht die Lösung der Frage, wie das Arbeiterwohnhaus der Zukunft zu gestalten sei, obenan. Denn der Arbeiterstand hat kühnlich das vor den anderen Ständen voraus, daß er eine geschlossene wirtschaftliche Einheit darstellt, mit festen Bedürfnissen, besonderen Anschauungen und eigenen Gewohnheiten.

Treten wir aber an diese Frage heran, so können wir wiederum nicht bei der bloßen Erörterung Halt machen. Wenn wir den Arbeiter aus den engen Wohnverhältnissen der Großstadt befreien wollen, so ist dazu vor allem eine Veränderung der wirtschaftlichen Verhältnisse notwendig. Die Wohnungspolitik ist nur eine Frage der Bodenpolitik. Diese muß aufhören, Einzelnen zur sinnlosen und gewissenlosen Spekulation zu dienen. Wer überfiehet, wie tief diese Ausbeutung in alle ökonomischen Verhältnisse sich einfrisst, der begreift auch, daß eine Gesundung in der architektonischen Kunst erst mit der Gesundung der wirtschaftlichen Verhältnisse eintreten kann. —

## Bauernblut.

Novelle von Martin Zödl. Autorisierte Uebersetzung.

Der Untersuchungsrichter sah den riesigen Kollegen mit dem großen, runden Schädel mit immer steigender Verlegenheit. Er wusste nicht, was er von ihm halten sollte. Er hatte an die ganze Sache nicht recht gedacht, jetzt kam sein bißchen Verstand aber doch zur Verwirrung.

„Nicolaus," sagte er stotternd, „Du weißt doch nicht, um was es sich hier handelt . . ."

„Um Unterveruntreuung — natürlich! Das ist durchaus keine verzwickte Rechtsfrage. Im Gegenteil, ganz klar. Aber sag mir, Laci, was hast Du an meiner Stelle tun?"

„Ich?"

„Ja, Du!"

Dem Untersuchungsrichter war diese Frage aus nicht angenehm. Er wollte nicht recht mit der Sprache heraus.

„Ich bitte Dich," sagte er, „das ist natürlich individuell . . ."

„Wichtig, Laci. Aber dennoch: was würdest Du tun?"

Der Untersuchungsrichter sah, daß er einer Antwort nicht mehr ausweichen konnte.

„Ich," sagte er also, „ich würde mir eine Kugel durch den Kopf schießen."

Nicolaus Szácsu lachte hell auf.

„Piff! Paff! Ich glaube, Laci, Du sprichst Unheiten! Warte mal: wir wollen der Sache auf den Baurenlogik auf den Leib gehen. Das Ergebnis ist einem vollstreckten Todesurteil gleich." Nur im Mittelalter ließ man Defraudanten so schwer büßen. — Bin ich verrückt, zu denken, daß ich strenger urteilen soll, als das Gesetz?

Im schlimmsten Fall bekomme ich zwei Jahre Zuchthaus, eventuell nur Gefängnis . . . Ich bin sogar nicht ausgeschlossen, daß man den betreffenden Paragraphen des Gesetzbuches in Anwendung bringt und dann . . ."

Der Untersuchungsrichter wurde glührot vor Scham. Er merkte die grobe Ironie nicht.

„Meinetwegen! Aber ich spreche als Richter!"

Gegen dieses Wort rebellierte Nicolaus Szácsu Bauernblut. Er hieb die mächtige Faust auf den Tisch.

„Kavalier! Ja zu allen Teufeln! Kavalier, der zahlt, und nicht der, der Reiskorn an. Ob nach Amerika oder in die Hölle, das ist ganz gleich! Zahlen muß man, verstehst Du? Für unsere Genüsse wie für unsere Sünden etwas, was im kriminellen Sinne übrigens verwandt ist . . ."

Der Untersuchungsrichter verstand kein Wort von dem leidenschaftlichen Rede. Er blickte in starrer Unschlüssigkeit nur auf die wohlgefüllte Brieftasche, die Szácsu unterdessen hervorgezogen hatte.

Nicolaus Szácsu entnahm ihr drei Banknoten und fuhr in seinem gewöhnlichen ruhigen Ton fort: „Beim Zahlen fällt mir ein, daß morgen hundert Gulden für den Wechsel fällig sind. Hast Du sie. Trag' sie hin. Ich habe morgen keine und keine Zeit . . ."

„Aber Nicolaus . . ."

Szácsu brüllte ihn an:

„Was, zum Teufel!? Du willst doch nicht, daß man sie nebst Prozeßkosten bei mir eintreibt?"

„Nein, nein, aber ich glaubte . . ."

„Daß ich defraudiert hätte? Nein. Ihr habt mich, Euch zu irren. Ihr seid den Indizien aufgeschlossen. Das Malheur ist nicht so groß, Kollege. Ich ist anderen auch schon passiert. Aber damit Dein Bruderherz ganz beruhige, lege ich die hundert Gulden anbei zurück. Du weißt doch, daß ein Gulden einen erheblichen Wert hat. Somit kann nur ein defraudieren, der keines hat. Wer es hat, ist ein Gentleman, nicht der, der sich erschießt. Du

könntest auch wissen, daß Tod nur Einstellung des Verfahrens, nicht aber Freispruch bedeutet. Doch genug von diesem Blödsinn. Servus! Ich muß noch Besuche machen."

Als der Untersuchungsrichter gegangen war, wurde Szácsu ärgerlich über sich selbst. Wozu hatte er an diesen Hohlkopf so viel Worte verschwendet. „Es lohnt sich nicht. Nur für Frivolitäten interessiert sich dies Pack. Zu allem anderen muß man sie direkt zwingen." —

Er ging nach Hause und kleidete sich um. Auf dem langen, kothigen Wege, der zu Bata führte, überlegte er die ganze Geschichte mit ruhigem Blute. Es freute ihn, daß er das Geld bringen konnte. Er hatte ein ähnliches Gefühl wie ein Kavaller, der seine Spielschulden bezahlt. Von dem Standpunkt aus sah er es überhaupt an.

„Ich verschente nichts," dachte er. „Ich verschleß' nichts davon, aber mir scheint, ich zahl' einen anständigen Preis. Doch egal. Mein Vater sagt: das Gute ist nie teuer . . . und er ist doch bloß ein Bauer und kein Gentleman." —

Als er nach einigen Minuten Kasimir Bata's Speisesaal betrat, fand er eine ganze Gesellschaft bei der Suppe. Szácsu stand trotz einiger Verachtung mit den meisten auf dem Duzfuß. Er merkte aber gleich beim Eintreten, daß man ihn mit demonstrativer Kälte empfing. Ein stadtbekannter Schuldenmacher, gegen den gerade ein Verfahren wegen Betruges anhängig war,ehrte ihn ostentativ den Rücken. Sein Tischnachbar konstruierte mit großer Kunst alles, was er mit ihm sprach, derart, daß das „Du" nicht zur Anwendung kam.

Ruhig musterte Szácsu die ehrenwerte Gesellschaft. Es waren ohne Ausnahme alles defekte Charaktere. Er verglich sie mit den Bauern, unter denen er gestern einige Stunden verbracht hatte. Die „Gentlemen" hier hielten ihn auf ein Gerücht hin für einen Defraudanten und boykottierten ihn ohne Verhör. Welch erbärmliches Volk! Die Bauern dagegen, selbst wenn sie bestimmt wüßten, daß er schuldig wäre, würden ihm fraglos zu helfen suchen. Nach ihrer Art, wie sie es könnten. Sie würden ihn verstecken, fortschaffen . . . Um wie viel sind die nicht menschlicher, innerlich edler! Nur ein Glück, daß die künftige Generation von ihnen bestimmt wird und nicht von diesen degenerierten, verkrüppelten Kreaturen . . .

Ein dumpfer Haß keimte in seiner Seele auf. Der atavistische Haß des Bauern gegen die Herren, die seine Vorfahren jahrhundertlang gekniet und ausgefogen!

Er ließ seine Blicke von einem zum anderen schweifen, bis sie an dem blassen, unruhigen Gesicht der Hausfrau haften blieben. „Schön ist sie, aber sie taugt nichts," dachte er. Es war das erste Mal, daß ihr Anblick ihn kalt ließ. Die Sache war abgetan für ihn. Nur die Geldangelegenheit mußte noch geordnet werden . . .

Von allen Anwesenden lächelte ihm allein Kasimir Bata mitunter zu, dabei sein schauerhaft zerstücktes Gebiß, das typische Zeichen der Degeneration zeigend. Nicolaus Szácsu vermochte nicht, ihn ohne geheimen Stel anzusehen. Er wollte ein Ende machen. Brüst erhob er sich.

„Sie werden verzeihen, wenn ich mich schon entferne."

Niemand antwortete ihm. Nur Antonie sah ihn mit starren Augen fragend an. Kasimir Bata wiegte den Kopf nervös hin und her.

„So schnell?" fragte er kaum hörbar.

„Ja. Ich will noch diese Nacht meine Sachen packen. Ich nehme morgen einen längeren Urlaub. Es ist fraglich, ob ich überhaupt zurückkomme. Ich glaube, ich werde verfehlt . . ."

„Ist es Ihnen schon bekannt, wohin?" fragte der Herr, gegen den eine Betrugsanzeige vorlag, mit boshafter Ironie.

Nicolaus Szácsu wurde für einen Moment von dem wilden Instinkt des walachischen Bauern fortgerissen.

„Was interessiert das Sie?" brüllte er wütend. „Es ist doch unwahrscheinlich, daß ich Zuchthausdirektor werde."

Die Folgen dieser Insulte gar nicht abwartend, wendete er sich an den Rechtsanwalt.

„Ich kam eigentlich nur, um eine Kleinigkeit mit Dir zu ordnen. Hast Du den Schuldschein bei Dir?"

„Ja," antwortete Bata, kaum vernehmbar.

„Bitte! Hier sind die fünftausend Gulden . . . Ich danke . . ."

Er steckte den Schuldschein ruhig in seine Brieftasche, nachdem er ihm nachlässig die fünf Banknoten hingeschoben hatte. Mit leichtem Kopfnicken verließ er dann die ihn überrascht anstarrende Gesellschaft.

Kasimir Bata eilte ihm auf den Korridor nach.

„Nicolaus, gehst Du wirklich?"

Szácsu zuckte die Achseln.

„Du willst mich doch nicht etwa zurückhalten?"

Bata überlegte. Er hatte mehr getrunken als gewöhnlich, und seine Gedanken überstürzten sich in hilfloser Verwirrung.

„Sieh doch, die Sache ist doch so, daß Du meine Ehre gerettet hast!"

Nicolaus Szácsu warf den Kopf barsch in den Nacken. Wie Keulenhiebe sausten seine Worte dann hervor: „Lassen wir diese Erbärmlichkeit! Was Du zu fordern hattest, hast Du mit Zinsen bei mir eingetrieben! . . ."

Diese fürchterliche Beleidigung weckte für einen Moment in dem tiefgesunkenen Menschen alles, was noch an Ehrgefühl in ihm lebendig war. Aufstöhnend wie ein geschlagener Stier riß er die fünftausend Gulden aus der Tasche und schleuderte sie dem Richter in das Gesicht.

„So! Und jetzt hinaus mit Dir! Hinaus!"

Nicolaus Szácsu stand eine Sekunde wie erstarrt. Der furchtlose Herrsinn, der aus diesem Glenden hervorgebrochen war, imponierte ihm. Dieser Mensch hatte ihm nicht nur fünftausend Gulden, sondern Leben, Familie, alles, was ihm auf der Erde lieb sein konnte, an den Kopf geschleudert . . . So etwas kann doch kein Bauer, dachte er schwer atmend.

Dann hob er das Geld auf und trat an Kasimir Bata heran. Seine Stimme zitterte vor Erregung.

„Verzeih' mir, Kasimir! Ich war dumm und gemein. Ich weiß auch nicht, warum ich Dir das angetan habe. Du hast mir ja nichts zu Leid getan. Ich bin nicht besser als Du . . . Es ist wahr . . . und darum . . ."

Er steckte das Geld in die Tasche des Rechtsanwalts, der schweratmend und die Augen mit den Händen bedeckend zurücktaumelte.

Nicolaus Szácsu war schon vor der Haustür, als Antonie ihm die Hand auf die Schulter legte.

„Das kann nicht sein," sagte sie atemlos, „daß Du mich so verlassen willst! Für immer! Ich weiß, daß Du wütend bist, aber . . ."

„Wütend?" meinte Szácsu achselzuckend.

„Ich glaube, Sie irren sich. Die Sache ist nun zu Ende . . ."

„Warum?"

„Soll ich es sagen? Nun gut: Weil ich bezahlt habe. Mein Bauernmagen verträgt das nicht. Küß die Hand, gnädige Frau! . . ."

Ohne ihr noch einen Blick zu schenken, trat er hinaus. Ein moralischer Stel ließ ihn zusammenschauern.

Langsam schritt er durch die regentrüben Straßen. Wie ein Titan, dem das Schicksal wohl einen fürchterlichen Stoß geben, den es aber doch nicht aus seiner Bahn schleubern konnte. —

## Klänge.

Durch die Pappeln geht ein Schwatzen  
Wie von roten Mädchenlippen,  
Wie das Murren sanfter Meerflut  
An des Ufers starren Klippen.

Aus der schwarzen Kirchturmluke  
Steigen tiefe Glockentöne,  
Schreiten über rote Dächer,  
Über grünes Laubgekrönte.

Schweben über weiße Wiesen,  
Über märchenblaue Teiche,  
Kosen um die flüderbüsche,  
Am des Friedhofs Knorreneiche.

fern vom Walde winkt ein Nebel,  
Weiß von weichen Schleierfäden,  
Und sie sinken ihm zu Füßen  
Und verebben und verträumen. —

Ewald Gerhard Seeliger.

**Die Wärme der Farben.** Wenn man mit einem Maler ins Gespräch kommt, sei es über ein Gemälde, oder sei es über eine Landschaft, insbesondere über die Beleuchtung auf beiden, oder auch sonst über die Beleuchtung in irgend einem Raume, so hört man ihn häufig sprechen von kalten und warmen Farben, von warmen und kalten Lichtern. Es ist damit nicht etwa gemeint, daß die Farbe oder das Licht im eigentlichen physikalischen Sinne des Wortes viel oder wenig Wärme ausstrahle. Sagt jemand, daß elektrische Licht sei kalt, oder eine Sterzenflamme sei warm, so meint er in diesem Sinne nicht, daß unsere Hand in der Nähe jenes eine Kälte, in der Nähe dieser eine Wärme spüre. Vielmehr ist hier ein Eindruck anderer Art gemeint, mit einer ähnlichen Uebersetzung, wie wenn wir von dunklen oder hellen Tönen sprechen, obwohl diese Eigenschaften in eigentlicher Bedeutung dem Licht und nicht den Tönen angehören. Allein es ist sehr gebräuchlich, Erscheinungen auf dem einen Sinnesgebiete durch Analogien aus dem anderen zu verdeutlichen. So geschieht es also auch, daß Eigenschaften von Farben, also Inhalte des Gesichtsinnes, durch Inhalte des Wärmesinnes verdeutlicht werden, mag man von einem solchen Wärmesinne mit Recht oder mit Unrecht sprechen. Gründe wird es für solche „Sinnesanalogien“ wohl immer geben; fragt sich nur, wo sie liegen, und vor allem fragt es sich, ehe man die Gründe sucht, wie denn eigentlich die Tatsachen selber liegen.

Wenn wir an einem schönen, sonnendurchglühten Abend in einer Landschaft stehen und das allmähliche Verglimmen des Sonnenlichtes, das allmähliche Verblässen des landschaftlichen Wildes betrachten, so sagt unser Maler vielleicht, daß die warmen Farben schwinden, und daß die Landschaft jetzt kalt geworden ist. Damit meint er nun schwerlich, daß warm so viel heißt wie farbig, und kalt so viel wie farblos, oder etwa warm jenseit wie hell, und kalt so viel wie dunkel. Solche Uebersetzungen bilden sich in einer Kunstsprache schwerlich heraus. Vielleicht war auch die Landschaft vorher gar nicht übermäßig farbig und hell, und vielleicht ist sie nachher gar nicht so übermäßig grau und dunkel. Doch vorher lagerten Töne auf ihr, die vielleicht zwischen rot und gelb ihren Platz finden, und nachher herrschen an Stelle dieser Töne die grünen und blauen vor. Suchen wir nun, diese Farben in jenes bekannte „Spektrum“ einzureihen, das durch die Verteilung des weißen Lichtes in die sogenannten Regenbogenfarben entsteht, sei es im Regenbogen selbst oder in einem Glasprisma, so bekommen wir eine Reihe, die vom Rot beginnt, über Orange und Gelb zum Grün und dann zum Blau führt und mit dem Violett endigt.

Man merkt bereits, daß der Gegensatz warmer und kalter Farben in diesem Spektrum eine ziemlich glatte Verteilung bekommt: die warmen Farben liegen am Rot-Ende, die kalten auf der anderen Seite. Die Farbe nun, welche die Maler als das Hauptbeispiel für ihre sogenannte Kälte anführen, ist das Blau; und die warme Abendsonne, von der wir vorher sprachen, finden wir im Spektrum am ehesten wieder beim Orange. Denken wir uns nun jene gesamte Farbenreihe auf einer Kreislinie aufgetragen, also derart, daß die Reihe sich zu einem Bogen zusammenschließt, daß also Violett und Rot ebenso aneinander liegen, wie Gelb und Grün, so werden wir in diesem Farbenspektrum zwei einander gegensätzliche Abschnitte oder Punkte finden, in denen einerseits die Kälte, andererseits die Wärme dominiert. Gehen wir über die geringe Zahl der von Manchen so genannten Grundfarben hinaus, und unterscheiden wir im Regenbogen mehrere Grün usw., so bekommen wir etwa

zehn Farben, die wir im Sinne von zehn Kreisabschnitten zu einem Kreise zusammenfügen können: Rot, Orange, Gelb, Gelbgrün, Grün, Blaugrün, Cyanblau, Ultramarin, Violett, Purpur (letzteres als ein Uebergang vom Violett ins Rot). Nun können wir in diesem Kreise mittels fünf Durchmesser je zwei einander gegenüberliegende, einander gegensätzliche Farben verbinden; beispielsweise Orange und Cyanblau. Dann haben wir nach geläufiger Auffassung die stärkste Farbenwärme oder den „Pol“ der warmen Farben mit der stärksten Farbenkälte oder dem „Pol“ der kalten Farben in Gegenüberstellung gebracht. Vom Orange an werden in diesem Sinne die Farben nach rechts und links weniger warm, und ebenso vom Cyanblau nach rechts und links weniger kalt. Oder mit anderen Worten: vom Purpur oder Rot angefangen bis zum Gelbgrün etwa erstrecken sich die warmen Farben, vom Grün bis ungefähr zum Violett die kalten Farben.

Und das Weiß, das Schwarz? Die nächstliegende Antwort wird das Weiß mit einer gewissen Beachtung zu den kalten Farben rechnen. Allein eine kleine Besinnung zeigt, daß von warmen und kalten Farben vernünftigerweise nur in dem engeren Sinne gesprochen werden kann, in welchem wir die bloßen Abstufungen von Licht, d. h. Weiß, Grau und Schwarz, nicht zu den Farben rechnen. Man erfährt nur aber von dem Maler, daß es in der tatsächlichen Welt niemals ein farbloses Weiß oder Grau oder Schwarz gibt. Jedes derartige Licht hat einen „Stich“ in irgend eine Farbe; beispielsweise ist in irgend einem Schwarz ein Blau, in irgend einem Weiß ein Gelb. Das Tageslicht ist nun einmal schon gar nicht rein weiß, sondern merklich gelb oder rot, also warm; das direkte Sonnenlicht mehr, das verstreute oder diffuse weniger. Dem Maler gilt das sogenannte Weinschwarz als warm, das sogenannte Eisenbleischwarz als kalt. Er kann uns eine Reihe seiner Farben geben, die von diesem kalten Eisenbleischwarz bis zum Weiß läuft und im ganzen vorwiegend kalt wirkt, sobald eine andere Reihe vom warmen Weinschwarz bis zum Weiß, die vorwiegend warm wirkt.

In einem doppelten Sinne des Wortes brennend wird die Frage bei unseren künstlichen Beleuchtungen. Frauen möchten lieber in warmer als in kalter Beleuchtung stehen. Dem elektrischen Licht ist bereits vorgeworfen worden, daß es „töblich kalt“ sei. Das gilt nun jedenfalls nicht vom Glühlicht, einem der wärmsten von allen Lichtern; und das gilt auch nicht ganz von dem durch Milchglas hindurchgehenden Bogenlichte, das sich als einigermaßen warm gegenüber dem diffusen Tageslichte, jedoch als relativ kalt gegenüber dem direkten Sonnenlichte zu behaupten scheint. Venbach hatte in seinem Atelier mit einer Bogenlampe gute Erfahrungen gemacht. Ein Artikel: „Ist das elektrische Licht kalt?“, im „Elektrotechnischen Echo“ (IX/15 f. 11. und 18. April 1896), suchte die Legende von der Kälte des elektrischen Lichtes durch Erörterung und Experiment zu zerstoren.

Im übrigen ist dieses dankbare und für die bildende Kunst gewichtige Thema auffallend vernachlässigt. Man ist sich kaum über das einig, was man meint, geschweige denn über die Begründung dieses eigentümlichen Sprachgebrauches. Auch ein zusammenfassender Artikel: „Warme und kalte Farben“ in der „Deutschen Maler-Zeitung“ (Beilage zur „Mappe“, 1896/97, Nr. 8—14) beschränkt sich auf die Beschreibung des Tatbestandes und überläßt die Begründung der Zukunft.

**Verdampfen und Verdunsten.** Die beiden Begriffe: Verdampfen und Verdunsten gehören insofern zusammen, als sie beide fast dasselbe besagen, nur das Verdampfen etwas mehr Unfreiwilliges als Verdunsten bezeichnet. Wenn wir sagen: das Wasser verdampft aus einem Topfe, so haben wir unwillkürlich den Prozeß des Kochens vor Augen, der mit einer aus der im Topfe befindlichen Flüssigkeit entstehenden Dampfentwicklung verbunden ist. Das freiwillige ohne sichtbare Dampfentwicklung langsamer vor sich gehende Verschwinden einer Flüssigkeit bezeichnet man mit Verdunstung; wir können diese Erscheinung z. B. während der wärmeren Jahreszeit deutlich beobachten, sobald in einer Schale befindliches Wasser an freier Luft sich selbst überlassen bleibt. Diese Fähigkeit des Verdunstens ist bei der einzelnen Flüssigkeit eine größere oder kleinere; geschieht die Verdunstung schnell, so sprechen wir von leicht flüchtigen Stoffen. Einen Vertreter dieser Klasse kennt auch der Laie in dem Benzol, dessen Flüchtigkeit eine sehr große ist. Nebenbei sei bemerkt, daß mit der großen Flüchtigkeit keine Leichtbrennbarkeit verbunden zu sein braucht; beim Benzol und Spiritus ist dieses allerdings der Fall, jedoch sind die Dämpfe anderer gleichfalls sehr flüchtiger Stoffe, wie z. B. des Chloroforms, nicht brennbar. Ziemlich flüchtig, mithin leicht verdunstend, sind alle stark riechenden Körper, wie die ätherischen Öle u. a. Die Erscheinung des Geruches ist eben mit einer vorhandenen Verdunstung flüchtiger Stoffe eng verbun-

den, denn nur luftförmige Gase können durch unser Niechorgan mehr oder weniger angenehm empfunden werden. Das feine Parfüm der „oberen Hundert“, der scharfe Krankenhausgeruch, der süßliche Duft im Vondonladen, alles das zeigt an, daß die Stoffe oder Flüssigkeiten verdunstet und in den gasförmigen Zustand übergegangen sind. Diese Eigenschaft des Verdunstens ist jedoch nicht nur flüchtigkeits-eigen. So wundert sich die Hausfrau, wenn sie während des Sommers „eingemottete“ Winterkleidung wieder hervorruft, wo die stark riechenden Motteschuhmittel, wie Stämpfer oder Naphthalin wohl geblieben seien, die sie doch in verschiedene Stücke in die Kleider getan hatte. Diese Substanzen sind eben einfach verdunstet, trotzdem sie feste Körper und keine Flüssigkeiten sind. Aus dem vorher Gesagten ergibt es sich aber von selbst, daß diese stark riechenden Körper auch verdunsten müssen, weil sonst ihr Geruch gar nicht zu spüren wäre. Der Volksmund bezeichnet die Eigentümlichkeit aller flüchtigen, stark riechenden Stoffe unbelübt mit dem die Sache ziemlich richtig bezeichnenden Ausdruck: „verrecken“. Der Körper riecht eben, so lange von ihm überhaupt noch etwas vorhanden ist. —

**Verwendung des Basalts.** Die Basalte sind über einen großen Teil von Mitteldeutschland verbreitet und erscheinen bald als zusammenhängende Bergzüge, bald als einzelne Berggruppen. Namentlich anzuführen sind der Vogelsberg, die Rhön, der Westerwald, der Spießberg und das Siebengebirge, wo dieses Gestein überall in größeren Massen auftritt. Die Nachfrage nach Basalt-Plastersteinen und Basalt-schotter ist in den letzten fünf Jahren so groß gewesen, daß der Bedarf durch die vorhandenen Brüche kaum gedeckt werden konnte. Die Geologen unterscheiden mehrere Arten von Basalten, je nach ihren Beimischungen, die aber für die Technik keine Bedeutung haben. Wir haben es nur mit zwei Sorten zu tun, und zwar mit Hartbasalt und Weichbasalt oder Basaltlava. Der Hartbasalt hat eine tiefblaue Farbe und wird hauptsächlich zu Plastersteinen und Straßenschotter in letzter Zeit aber namentlich viel zur Beschotterung der Eisenbahnstrecken an Stelle des bisher benutzten Kieses, verwendet. Auch bei Betonbauten hat er infolge seiner reinen und rauhen Bruchflächen und seiner bedeutenden Härte ganz vorzüglich bewährt. Bei Wasserbauten, großen Ufermauern usw. werden die Basaltfäulen sehr gern benutzt, einmal wegen der Länge der Säulen, die sich vortrefflich als Binder in den Mauern verwenden lassen, und ferner wegen ihrer unbegrenzten Haltbarkeit. Schöne gleichmäßige Säulen finden bei Straßenbauten als Press- und Schutzsäulen Verwendung, während kürzere und dünnere Säulen als Grenzsteine bei Vermessungen gebraucht werden.

Der Weichbasalt wird hier und dort auch zu Plastersteinen verarbeitet. Da er sich aber mit den gewöhnlichen Steinwerkzeugen bearbeiten läßt, so findet er besonders Verwendung zu allen möglichen Werkstücken, Treppenstufen, Fenster- und Türgehäusen usw. Der mehr grau aussehende Weichbasalt, der in großen Stücken vorkommt, wird ferner sehr gern zu Brückenbauten, die einen kompakten und massiven Eindruck hervorbringen sollen, genommen, aber auch bei besseren Hochbauten läßt sich dieser Stein, der, je nach Wahl, mehr oder weniger porös sein kann und dann dem bekannten Tuffstein sehr ähnlich ist, in vorteilhafter Weise verwenden. Ein Sockel, bei dem die Ecken, Lücken- und Fenstergehäusen aus weißem Sandstein bestehen, und die dazwischen liegenden Felder aus Weichbasalt in Cylindern hergestellt werden, wird stets gut aussehen. Ein bedeutendes Basaltwerk Deutschlands hat auch die Basaltfägerei eingeführt. Der Umstand aber, daß die Fähere zur Verwendung kommenden Kreisfäher mit Diamanten besetzt sein müssen, deren Einfügung in die Stahlblätter noch Schwierigkeiten verursacht, ist der Sache sehr hinderlich. Die Bearbeitung des Hartbasalts ist eine sehr beschränkte; da er aber leicht springt, so genügt bei der Herstellung der Plastersteine meistens ein gut geführter Schlag mit dem Schrotthammer, um von der langen Säule ein der Höhe des Plastersteins entsprechendes Stück abzutrennen. Die auf diese Weise gewonnenen kleineren Stücke werden dann mit dem Nächsthammer zuge-spalten. Alle sich hierbei ergebenden Abfälle (das Schrot) werden zu Straßenkleinschlag zerkleinert, sofern die Lage des Bruches oder ein nahe Absatzgebiet diese Arbeit noch als lohnend erscheinen läßt. — je-

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!